

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

221

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Bei dieser Beschäftigung wurde sie von Edith aufgesucht; das junge Mädchen war so glücklich und fühlte das Bedürfnis, sich auszusprechen, aber dieser aufregende Tag war ja so ungeeignet zu einem gemütlichen Plaudern. Sie war froh, als sie die Tante allein in der Küche fand. „Ach, Tante,“ sagte sie vorwurfsvoll, „hast du denn noch immer keine Zeit gefunden, mir ordentlich zu gratulieren? Nimmst du denn nicht ein bißchen Anteil an mir?“

Frau Betti ließ das Bratenstück, das sie eben zerschneiden wollte, liegen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf das junge Mädchen zu. Das Tranchiermesser hatte sie wegzulegen vergessen und es raute jetzt drohend zwischen Ediths Schultern empor, als sie dieselbe umarmte. „Du süßes Dingelchen du, verzeih mir nur, daß ich mich so wenig mit dir beschäftige,“ bat sie unter Tränen der Rührung, „aber wenn du wüßtest, was ich heute schon für Qualen ausgestanden habe, würdest du's begreifen. Ich wünsche dir von ganzem Herzen Glück und ich hoffe, du wirst's finden, ein guter Mensch ist er ja, der Liebhardt.“

Sie küßte Edith herzlich und dann, sich wieder ihrem Braten zuwendend, sagte sie mit einem Seufzer: „Freilich, Ditha, ein wenig anders haben wir uns die Sache wohl gedacht; wir meinten, du sähest Waldemar so gern, wie er dich, und wir hätten dich mit Freunden als Tochter begrüßt.“

„Tante, sei froh, daß es nicht so ist,“ versetzte Edith ernst; „ich bin keine Frau für Waldemar, denn erstens fühle ich für ihn ebenso wie er für mich nur Freundschaft, und zweitens muß Waldemars Frau Vermögen ins Haus bringen; ich habe genug von den Verhältnissen der Landwirte gehört, um das zu wissen.“

„Aber du — Ihr habt es doch,“ sagte Frau Betti in ehrlichem Erstaunen; „deine Mama spricht ja doch — freilich nur andeutungsweise — von ihren Besitzthümern.“

Edith erröthete. „Was Mama hat oder nicht hat, weiß ich selbst nicht,“ sagte sie verlegen und fuhr dann fröhlich fort: „Aber das eine weiß ich, daß ich jetzt nur Mamas Segen und etwas Wäsche bekomme.“

„Ja, das ist ja doch gar nicht menschenmöglich, Ditha; Mama spakt doch bloß,“ meinte Frau Rienholz zweifelnd.

Edith zuckte ganz vergnügt die Achseln. „Spaß oder nicht, mir ist es gleich; sie hat es Franz gesagt und er nimmt es ernst und will mich doch, mich ganz allein und das macht mich stolz, Tante. Und über das, was Mama da geheimnißvoll von ihrem Tode spricht und von den Augen, die wir nachher machen werden, das sichts uns gar nicht an; wir denken bloß, daß wir uns haben werden, Franz und ich.“

„Daß du dich in den verlieben könntest, das hätt' ich nicht gedacht,“ sagte Frau Betti kopfschüttelnd.

„Unverhofft kommt oft!“ entgegnete Edith froh und suchte dann Mimi auf. Bei dieser erfuhr sie schon mehr Verständnis für ihre Jubelstimmung; Mimi fand es zwar im Innersten unbegreiflich, daß Edith sich über Gustav hinweg in den dicken Liebhardt verliebt hatte, aber jedenfalls war ihr der Seelenzustand ihrer Waise sehr sympathisch. Und so sprachen sie nur im allgemeinen von der

Liebe und verstanden sich sehr gut; in der einen Plauderstunde kamen sie aneinander näher, als es in den vielen Wochen des Zusammenseins geschehen war, und die beiden Mädchen waren in manchen Augenblicken wie ausgewechselt: die ernste Edith spann kindischfrohe Zukunftspläne, die muntere Mimi gab hausfräuliche Ratschläge.

Indessen war es Zeit geworden, zum Bahnhof zu fahren; nachdem Christian angespannt hatte, wurde er von der Hausfrau in geheimer Audienz empfangen.

„Christian, jetzt hören Sie mich gut an und tun Sie genau, was ich sage,“ redete sie ihn an. „Wenn die Herrschaft am Bahnhofe aussteigt, dann ersuchen Sie, ob Sie schnell etwas besorgen dürften, und eilen dann sofort in den Elefanten und lassen sich zu meinem Mann führen; ihm geben Sie dann diesen Brief; haben Sie verstanden?“

„Da gibt's auch viel zu verstehen,“ meinte Christian geringschätzig.

„Es muß aber genau so gemacht werden, wie ich gesagt habe,“ versetzte Frau Rienholz eifrig, „und vor allen Dingen — geschwagt wird nicht darüber.“

„Weil das Schwagen schon so meine Sache ist,“ erwiderte Christian beleidigt, worauf die Herrin sofort einlenkte: „Na eben darum gebe ich Ihnen den Auftrag.“

Die Scheidestunde schlug, Graf nahm gemütlichen Abschied, bedankte sich sehr schön für den Reiseimbis und fuhr unter den Segenswünschen der Familie Rienholz ab; Frau Riedel und Gustav begleiteten ihn.

Rienholz verlebte indessen in seinem freiwilligen Zimmerarrest bange Stunden; er hatte nicht lange geschlafen, und als er erwachte, war ihm wieder die ganze verzweifelte Situation zum Bewußtsein gekommen. Die Zeit bis zum Abend war noch fürchtbar lang und er weiß, welche Nachricht der Abend brachte. Wenn er wirklich verreisen mußte, so war das einfach schrecklich; das viele Geld und dann die Arbeit, die er daheim versäumte, und das alles Amaliens wegen, die nun doch ihre Tochter dem Nächsten gab. Was hatte er diesem Heiratsplan schon alles geopfert! Sein friedliches Familienleben, das ganze frohe Behagen, das er sonst um die Erntezeit empfand, besonders in einem so gesegneten Erntejahr wie heuer, alles, alles war untergegangen in den ewigen Aufregungen des Glücksspiels, das er gewagt und doch verloren hatte. Es war zum Verzweifeln. Und er geberdete sich auch wie ein Verzweifelter, rannte in dem Zimmer hin und her, schalt, fluchte und seufzte in harmonischer Abwechslung.

Dann wieder stand er plötzlich still und horchte angstvoll hinaus; wie, wenn Fritz, dieser unberechenbare Ränge, irgend eine Dummheit mit seinem Brief ausgerichtet, ihn verloren oder jemand anderem als der Mutter übergeben hatte? Und der Graf erfuhr seinen Aufenthalt und kam ihm nach, um blutige Sühne zu fordern?

Schnell eilte er zur Glocke und schellte. Dem herbeieilenden Stubenmädchen sagte er in fliegender Hast, wenn jemand nach ihm frage, solle sie sagen, er sei fortgegangen, wohin, wisse sie nicht. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück und wagte kaum zu atmen; er horchte auf jeden Schritt und jede Stimme, und dabei schlichen die Minuten dahin, als ob sie Stunden wären; und merkwürdig, wie die Langeweile und die Angst an ihm zehrten! Er hatte

schon wieder Hunger trotz des mehr als reichlichen Mittagessens, und er sehnte sich unfähig nach etwas Eßbarem, erst nach allen möglichen guten Dingen, dann wurde er immer bescheidener; ein Endchen Wurst, eine saure Gurke hätten ihm genügt, aber er wagte nicht mehr zu schellen. Er saß da in der hintersten Ecke des Zimmers, keinem Blick, sowohl durchs Fenster als durchs Schlüsselloch erreichbar, und starrte auf das Zifferblatt seiner Taschenuhr. Manchmal wandte er sein Auge davon ab und gab sich kulinarischen Träumen hin; dann meinte er, er hätte stundenlang geträumt, aber wenn er wieder auf die Uhr sah, dann waren es fünf Minuten gewesen.

Ach, wenn seine Pläne für Waldemar ein Verbrechen gewesen wären, dann sühte er dieses Verbrechen jetzt tausendfach; er glaubte zu fühlen, wie sein Haar ergraute.

Und nun, nun war es wirklich da, das Unglück!

„Herr Kienholz ist nicht da!“ hörte er die helle Stimme des Stubenmädchens, dann eine brummige, von der er nichts verstand.

„Ich weiß nicht,“ ertönte es wieder aus des Mädchens Munde, dann wieder das unverständliche Gebrumme und dann wieder hell: „Danach habe ich nicht gefragt.“

Kienholz stand zitternd in seinem Winkel und als er nichts mehr hörte, sah er einen heroischen Entschluß: er mußte den Boten sehen. So vorsichtig als möglich lugte er durch den Fenstervorhang hinab und sah — Christian, wie er kopfschüttelnd mitten auf der Straße stand und ratlos hin- und herschaute. Und da war es, als ob ein Krampf in seiner Brust plötzlich nachließ; mit einem Schrei stürzte er hinaus, vorbei an dem verblüfften Stubenmädchen, an dem stauenden Hausknecht, und fiel dem erschrockenen Christian beinahe um den Hals.

„Herein, herein, nur schnell herein!“ rief er leuchtend und zog den guten Mann hinter sich her, die Treppe hinauf und in sein Zimmer. Dort endlich ließ er ihn los, verspernte die Türe und fragte atemlos: „Was ist daheim?“

Wenn Kienholz gehofft hatte, ihn auf diese Art zu einer kurzen und schnellen Antwort zu bringen, so war das ein großer Irrtum gewesen. Christian suchte zuerst einen Stuhl, den er sorgsam prüfte, ob er ihn auch aushebelte, dann setzte er sich umständlich nieder und schnaufte zunächst gründlich von dem ungewohnt raschen Treppensteigen aus; die zappelnde Ungebuld seines Herrn störte ihn nicht im geringsten. Endlich sagte er langsam: „Na, was soll denn wohl sein?“

Wieder ergoß sich ein Strom von Fragen über ihn, er aber krabbelte in der Tasche seines Rocks und zog endlich sein rotes Taschentuch heraus, aus dem er wieder langsam einen Brief wickelte, den er Kienholz hinhielt. „Das soll ich Ihnen geben,“ sagte er ruhig.

Kienholz riß ihm das Schreiben aus der Hand, öffnete es und las:

„Teuerster Ferdinand! Komme gleich zurück, es ist alles in Ordnung; Emma hat alles geschlichtet, es ist Friede und Freude überall, du mußt dich bei Emma sehr schön bedanken. Der Graf fährt jetzt mit dem Zuge fort, du kannst den Wagen mit Emma und Gustav zum Nachhausefahren benutzen. Und siehst du, ich habe doch recht gehabt wegen Amalien; denke dir, Ditha bekommt nichts als Mamas Segen und etwas Wäsche. Und jetzt meine ich, sollten wir zum Trotz recht freundlich mit Amalie sein und Dithas Verlobung ordentlich feiern; sie soll sehen, daß wir uns nicht grämen. Hier schicke ich dir Geld und bitte, wenn du noch etwas Zeit hast, besorge mir Zitronen; ich merkte soeben, daß sie mir ausgegangen sind.“

Es küßt dich deine dich ewig liebende

Gattin Betti.“

Kienholzens Antlitz ward immer heller während des Lesens, zuletzt lachte er ganz laut und schlug Christian vergnügt auf die Schulter.

„Hast du die Herrschaft zur Bahn gefahren?“ fragte er. Christian bejahte und fügte aus eigenem hinzu, daß ein Junge die Pferde beaufsichtige.

„Na, also lauf und sage Frau Niesel, sie möge ein wenig auf mich warten, ich käme gleich nach; hast du verstanden?“

Christian nickte nur und erhob sich dann schwerfällig, um den Befehl seines Herrn, mit Ausnahme des Laufens, das nun einmal nicht in seiner Natur lag, pünktlich auszuführen.

Der Zug mit Herrn Graf war abgedampft, aber Frau Emma und Gustav erwarteten Christian keineswegs mit Ungebuld. Die Mutter erzählte dem Sohne den ganzen Spaß mit Kienholz und Graf, und sie unterhielten sich prachtvoll dabei. Als Christian mit der Nachricht von seinem Herrn kam, hatte Gustav nur die eine Sorge, daß er seine Heiterkeit vor dem Onkel nicht werde verbergen können, und er fing sofort an, seine Gesichtsmuskeln daraufhin zu prüfen.

Kienholz hatte inzwischen seine arg mitgenommene Toilette etwas instand setzen lassen und berichtete dann seine Begegnung. Der Wirt fragte teilnehmend, ob er befriedigende Nachrichten erhalten habe, worauf ihm Kienholz mitteilte, daß seine Familie in dem Bestreben, ihm eine Ueberraschung zu bereiten, dies etwas starke Mittel angewandt hätte, um ihn vom Hause fernzuhalten. Aber er werde ihnen schon tüchtig die Lebiten lesen trotz der guten Meinung.

Dann eilte er zum Bahnhof; als er Frau Niesel erblickte, streckte er ihr von weitem beide Hände entgegen. „Liebe Emma, ich danke dir tausendmal für alles, was du getan hast; zähle auf mich jederzeit!“ Sie wehrte bescheiden ab; Gustav hatte sich beim Erscheinen des Onkels rasch abgewandt, was letzterer irrtümlich für zarte Rücksicht hielt; in Wirklichkeit war der junge Mann damit beschäftigt, seine unbotmäßigen Gesichtsmuskeln zu zähmen. Als er endlich imstande war, sein Antlitz in ehrbare Falten zu legen, trat er wieder auf Mutter und Onkel zu.

„Und nun, liebe Emma, möchte ich dich noch um einen Gefallen bitten,“ sagte eben der Onkel. „Ich will heute Dithas Verlobung feiern, bitte, hilf mir die Einkäufe für einen guten Abendisch besorgen. Und du, Gustav, hilf ein wenig das äußere Arrangement der Tafel machen,“ wandte er sich an den herzugelassenen Nessen; „deine Kollegen haben dich ja immer, wie du selbst sagst, den Kellner genannt . . .“

„Tapezierer bitte!“ fiel Gustav ein, froh, daß er lachen durfte.

„Das kommt auf dasselbe heraus,“ meinte Kienholz vergnügt; „Du hast die Sache so hübsch gemacht damals beim Empfang, so wirst du’s ja jetzt auch wieder treffen.“

Sie trennten sich, nachdem sie noch einiges wegen der Abendtafel besprochen hatten, und jedes ging, um seinen Teil an Einkäufen zu besorgen. Frau Emma hatte die Schwären übernommen, Gustav die Dekorationsachen und Kienholz den Wein. Christian mußte die Pferde in einem kleinen Gasthof in der Mitte des Städtchens einstellen und die Pakete erwarten, die man dorthin schicken wollte.

Kienholz trat, ehe er sich um den Wein kümmerte, noch einen sauren Gang an; er suchte Liebhardt auf. Zufällig war dieser daheim und empfing den Oheim seiner Braut sehr freundlich; er ließ ihn nicht zur Entschuldigung kommen, worüber Kienholz natürlich ungeheuer froh war. So bat er denn Liebhardt mit großer Herzlichkeit, abends bestimmt zu kommen, man wolle die Verlobung feiern; Liebhardt sagte selbstverständlich mit Freuden zu.

Und nun machte sich Kienholz erleichterten Herzens ans Einkäufen. Seine Helfer waren auch nicht müßig gewesen, und Christian schüttelte immer nachdenklicher sein schwer bewegliches Haupt über die vielen Pakete, welche kamen.

Gustav war überall umhergerannt, um Feuerwerkskörper aufzutreiben, aber außer einigen Sternraketen konnte er nichts finden; zuletzt eilte er zu einem Gärtner und ließ einen Tafelstrauch binden; den wackeren Mann und noch mehr dessen junge Gehilfin brachte er fast zur Verzweiflung, weil er alle Blumen verwarf, die sie wählten, und allerlei verlangte, was sie nicht hatten. Die geprüfte Künstlerin ließ sich sogar zu der Bemerkung hinreißen, daß er’s doch selber machen möge, wenn er’s so gut verstünde. Als es aber fertig war, mußte sie doch zugestehen, daß sie noch nie etwas Hübscheres gesehen habe. Dann ließ er sich noch eine große Schachtel voll Farne, Nelken und anderes Grün, sowie eine Menge Blumen packen und ging endlich dem Gasthofe zu, wo er bereits die Mutter und den Oheim vorfand. Nun fuhren sie rasch nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ursprung unserer Haustiere.

Von Hermann Gressling.

Die Frage, wo unsere treuen Freunde, die Haustiere, herkommen, läßt sich nicht so ohne weiteres beantworten. Die Mythologie der alten Völker macht sich, wie immer, die Beantwortung leicht, indem sie dekretiert, daß der oder jener Gott den Menschen die Hegung und Zucht der Tiere gelehrt habe. Die Wissenschaft kann weder mit Namen noch mit Daten, sondern nur mit Hypothesen dienen, aber mit Hypothesen, deren Grundlagen wohl den Nagel auf den Kopf treffen dürften. Hat uns doch die Natur in unserer eigenen Erde ein gewaltiges, nie versagendes Buch geschenkt, das in einer sehr bereichenden Sprache geschrieben ist für die, die sie verstehen. Jede Epoche der Menschheit trägt sich, ohne es zu wissen oder zu wollen, darin ein, und jedes neue Blatt drängt die älteren immer weiter in die Tiefe des Erdbodens. Indem wir die einzelnen Blätter dieses Buches zu Tage fördern, studieren wir die Geschichte der fernsten Zeiten und korrigieren unsere Forschungen an dem lebenden Abbild jener versunkenen Kulturperioden, das wir in den jetzt noch bestehenden wilden Völkern vor uns haben. Leben doch auf der Erde Menschen in allen Zuständen der kulturellen Entwicklung, von den auf tieffster Stufe stehenden Autochthonen bis hinauf zu den erhabensten Denkern der europäischen Kulturperioden.

Die Erklärung dafür, wie der Mensch dazu gekommen ist, Tiere zu halten und zu züchten, ist leicht zu finden. Der vorgeschichtliche Mensch lebte zum guten Teil von der Jagd; wäre diese nicht ergiebig oder verhinderten ihn ungünstige Witterungsverhältnisse oder Krankheit an ihrer Ausübung, so litt er Mangel. Er wird also zunächst darauf bedacht gewesen sein, für Zeiten des Mangels — zum Beispiel für den Winter — Vorräte anzusammeln. Allein dieses Verfahren erwies sich mangels genügender Konservierungsmittel und aus anderen Gründen unzureichend. Entweder verderben die aufgehäuften Vorräte, oder die Ertragnisse der Jagd waren nicht genug ab, um überhaupt welche zu sammeln. Das Bedürfnis, sich von solchem Zufall unabhängig zu machen, trat hervor; wie überall, so ward auch hier die Not die liebevolle Lehrmeisterin des Menschen. Bei irgendeiner Gelegenheit erbeutete er die Jungen eines seiner Jagdtiere. Die niedlichen Tierchen gefielen ihm, er behielt sie bei sich, zog sie auf, fütterte sie. Vielleicht pflanzten sie sich in verartigen Fällen in der Gefangenschaft fort. Die gefangenen Tiere wuchsen und wurden fett. Eine Periode des Mangels trat ein — wie bequem für den Menschen, daß er gerade diese Tiere besaß. Nun konnte er sie schlachten und davon leben, während seine Nachbarn darben mußten. Das lenkte deren Aufmerksamkeit auf sein Beispiel, sie strebten ebenfalls danach, in den Besitz einiger geeigneter Geschöpfe zu gelangen, und was vorher Zufall gewesen, ward nunmehr Absicht.

So wirkten Not, Geselligkeitstrieb und Wohlgefallen zusammen, dem Menschen die Haltung und Zucht von Haustieren nahe zu legen. Denn nicht allein um des Nutzens willen hielt er sie, sondern auch um des Wohlgefallens willen und aus Lust an der Geselligkeit; die Liebe zur Tierwelt ist ja den Menschen tief in das Herz gepflanzt. Sie allein mag in zahlreichen Fällen schon genügt haben, den Grund zur Haustierpflege zu legen, und der Nutzen mag erst in zweiter Linie erkannt worden sein.

Sobald von den Menschen der Nutzen erkannt wurde, den ihnen die Viehzucht gewährte, bildete sich dieselbe nicht nur immer weiter aus, sondern sie erlangte auch immer größere Verbreitung. Ja, bald genug ward für ganze Völker Existenzbedingung, was früher nur Annehmlichkeit gewesen war; und wenn die Weide für die Haustiere in einer Gegend nicht mehr gut genug war, so mußten sie dieselben im Stiche lassen und eine andere auffuchen. So bildeten sich die Nomaden. Bedingung des Nomadenlebens war freilich die Benützung der Haustiere zu motorischen Zwecken. Jeder Mensch mußte seine Zelte, Geräte und Vorräte fortzuschaffen; er bediente sich dazu seiner Tiere, die er bisher nur des Fleisches und der Milch wegen gehalten. Des Laufens müde, versuchte er es, auf dem Rücken eines seiner Tiere eine Strecke Weges zurückzulegen; so lernte er das Reiten. Kam er in Gegenden, wo man seine Tiere noch nicht kannte, so erregte er Staunen und Schrecken. Sie verließen ihm ein großes Übergewicht über die Völker, welche deren Ge-

brauch noch nicht kannten; es wurde ihm leicht, diese zu unterjochen. Wer erinnert sich z. B. nicht aus der alten Geschichte des Übergewichts, welches dem Pyrrhus seine Kriegselefanten über die Römer verliehen, oder des Vorteils, welcher den Hunnen und Magyaren aus ihrer Gewandtheit im Reiten erwuchs. Mit Recht darf man daher die Domestikation (die Zähmung der Tiere) als einen der wichtigsten Kulturfortschritte der Menschheit bezeichnen; sie steht als solcher gleichberechtigt neben der Einführung des Ackerbaues.

Die Art, wie der Mensch bei der Zähmung der Tiere verfahren ist, ist wohl je nach der Gattung der in Frage kommenden Arten eine verschiedene gewesen. Manche, wie z. B. die Vorfahren unseres Haushundes, hielten sich wohl aus eigenem Antrieb in der Nähe der menschlichen Niederlassungen auf, um die Küchenabfälle derselben auszubenten. Auf diese Weise gewöhnten sie sich an die Menschen, von denen sie bald förmlich abhängig wurden; einzelne von ihnen zeigten sich vielleicht zutraulicher als die anderen, oder schlossen sich an besonders freigebige Individuen näher an, bis sie schließlich regelrecht in deren Eigentum übergingen. Noch jetzt gehören bei einzelnen wilden Stämmen die Hunde dem ganzen Stamme, nicht den einzelnen Mitgliedern; sie folgen dem Stamme und werden auf gemeinsame Kosten erhalten. Andere Tierarten fing man um des Vergnügens oder Nutzens willen. Man gewöhnte entweder Junge an sich oder brachte die Arten, die nicht freiwillig blieben, in Gehege. So fand man bald diejenigen Arten heraus, welche sich an das Verhältnis zum Menschen rasch gewöhnten und dabei auch für ihre Herren den größtmöglichen Nutzen versprachen, während die unzählbaren Arten sowohl als Individuen entweder in der Gefangenschaft zu Grunde gingen oder sich derselben von selbst entzogen. Die Anpassung tat das übrige. Der Kampf ums Dasein fiel für sie fort, ihre Gewohnheiten wurden sanfter, ihr ganzer Organismus änderte sich im Laufe der Jahrhunderte. Unwillkürlich begünstigten ihre Pfleger immer die mit den ihnen nützlichsten Eigenschaften ausgerüsteten Exemplare; sie trieben gewissermaßen eine unbewusste Zuchtwahl und bildeten so allmählich die verschiedenen Rassen heraus, die wir jetzt kennen. Infolge der Abgeschlossenheit der einzelnen Völkerschaften entstand in der Regel bei jeder eine besondere Rasse eines Haustieres, je nach Nahrung, Klima, Geschmack und Pfleger usw., wodurch sich die mannigfachen Rassen desselben Tieres erklären.

Wir finden noch heute mancherlei erst halbgezähmte Tierarten, wie wir auch wilde Tiere finden, die früher gezähmt waren und später verwildert sind, so die Dingos, die verwilderten Hunde Australiens, und die Musangs der amerikanischen Prärien. Alle Versuche, heutigen Tages Wildtiere zu Haustieren auszubilden, wie solche vor allem in Frankreich angestellt wurden, sind fehlgeschlagen. „Es ist wohl“, schreibt Haacke in seiner „Schöpfung der Tierwelt“, „gelungen, Wildtiere durch mehrere Generationen hindurch in Gefangenschaft zu züchten, allein die Eigenschaften des Haustieres erhielten diese Tiere nicht, höchstens verfinsterten sie infolge der Inzucht und der schädigenden Eigenschaften, welche die Gefangenschaft auf sie ausübte. Es ist jedoch möglich, daß namentlich manche Vögel noch geeignet sind, Haustiere zu werden, denn es ist nicht wohl denkbar, daß nur die wenigen Arten der Vogelklasse, aus welchen Haustiere entstanden sind, dazu befähigt gewesen sein sollten.“ Vielleicht erleichtert auch die Lebenshaltung des vorgeschichtlichen Menschen den Übergang vom Wildtier zum Haustier mehr, als dies bei denjenigen der Kulturvölker der Fall ist. Die Tiere erfreuten sich einer größeren Freiheit als jetzt; sie standen etwa in dem gleichen Verhältnis zu dem prähistorischen Menschen, wie die halbwilden Schweine Neuguineas zu den dortigen Eingeborenen. Letztere treiben keine eigentliche Zucht, sie halten nur Zuchtsauen und überlassen es diesen, sich im Walde mit wilden Ebern zu paaren und nach beendeter Brunst zu ihren Höhlen zurückzukehren.

Die Zeit, wann die Zähmung unserer hauptsächlichsten Haustiere stattgefunden hat, läßt sich nicht bestimmen. Der Hund, zweifellos das älteste Haustier, findet sich als solches schon in der jüngeren Steinzeit. „Selbst bei einem Wolfe“, sagt Alberg, „welches noch auf so außerordentlich niedriger Stufe gestanden hat, wie dasjenige, von dem die sogenannten Skjöld-Möddinger (dänische Muschelhaufen) herkommen — selbst bei einem solchen Wolfe wird doch bereits der

